Zwei lustige Erlebnisse Victor von Scheffels.

Mitgetheilt von Dr. Hans Blum-Rheinfelden.

Lieben alten Freunden im nahen Säckingen, die mit Scheffel auf „Du" standen, danke ich die Mittheilung des Nachstehenden, das ihnen Scheffel selbst erzählt hat.

Bekanntlich begann Scheffel seinen sehr kurzen, nur von 1850 bis 1852 währenden badischen Staatsdienst als Rechtspraktikant in Säckingen, wo er 1850 und 1851 (dicht bei der Rheinbrücke) wohnte. Weniger bekannt dagegen ist, daß ein Theil der preußischen Truppen, die 1849 die große badische Revolution unter Führung des späteren Königs und Kaisers Wilhelm dem Ersten siegreich niedergeworfen hatten, noch geraume Zeit in den an die Schweiz grenzenden badischen Städten des Ober-Rheins als Besatzung stehen blieb, um die Ruhe und Wohlfahrt jenes Grenzstriches vor einem etwaigen Einbruch der in die Schweiz geflüchteten badischen Republikaner sicherzustellen, so auch in Säckingen.

Als ein ganz vorzügliches Mittel zu diesem löblichen Zwecke erschien nun der preußischen Militärvorsehung Säckingens die Einrichtung: keinen Menschen ohne preußischen Militärpaß aus Säckingens Mauern hinaus- oder in diese einzulassen. Dieser Paß wurde aber immer nur auf einen Tag ertheilt, und auch nur dann, wenn der Wanderungsbeflissene, bei Vermeidung des Standrechts, wahrheitsgetreu und zu völlig bedenkfreier Befriedigung der preußischen Kriegsmacht angegeben hatte: aus welchem Grunde und zu welchem Zwecke er Säckingen verlassen oder aufsuchen, und wie viele Stunden des einen Tages er außerhalb oder innerhalb Säckingens zu verweilen gedenke u. s. w.

Nun hatte der Rechtspraktikant Viktor Scheffel in Säckingen die Organe seiner Forschung nicht blos in seine ledernen Akten, sondern im Laufe geraumer Zeit auch in alle von der preußischen Besatzung der Stadt übrig gelassenen Bier- und Weinsorten versenkt, und war dabei zu dem betrüblichen Ergebniß gelangt, daß es zweifellos noch bessere Getränke gebe, — nur leider nicht in der lieben Stadt, in der vor mehr als tausend Jahren der heilige Fridolin seinen Unterstützungswohnsitz erworben hatte. Eine kleine Weinfahrt nach auswärts erschien daher dem Rechtspraktikanten Scheffel höchst zeitgemäß und erwünscht. Die Richtung und Zeitdauer dieser Forschungsweise ließ sich auch, ebenso wie die hin- und rückwärts zu benutzenden Verkehrsmittel, mit aller der preußischen Militärpaßverwaltung nur wünschenswerthen Deutlichkeit angeben, da Scheffel soeben beim Reifen seines großen Entschlusses den Brief eines Freundes aus dem etwa vier Stunden entfernten Städtchen Schopfheim im badischen Wiesenthal erhalten hatte, der da meldete: die Freunde des Säckinger Rechtspraktikanten hielten dort ein sehr prüfungswerthes Weinle bereit und würden sich männiglich freuen, den gelehrten Gönner und Sachverständigen bald bei sich zu sehen.

Jenes Weinle war nun auch ein alter, sehr geschätzter Bekannter Scheffels, und so erhob und erbeilt er denn von der preußischen Militärverwaltung Säckingens auf einen Tag einen Militärpaß des Inhalts: „Der Rechtspraktikant Viktor Scheffel reist heute mit der Post nach Schopfheim und zurück, um daselbst einen Bekannten aufzusuchen." Der damals erst 25jährige Scheffel hätte den Weg durch die wundervolle Schwarzwaldlandschaft gewiß ebenso gern zu Fuß gemacht. Dadurch wäre aber die Beschäftigung mit der Hauptaufgabe des Tages, „die Aufsuchung des Bekannten in Schopfheim", bedeutend verkürzt worden. Und gegen die Heimkehr zu Fuß erhoben sich möglicherweise unvorhergesehene Bedenken, die nicht bloß in einem plötzlichen Witterungsumschlag beruhen konnten. Der Verlauf des Tages offenbarte denn auch auf's klarste, daß Scheffel überaus weise und bedächtig sich für die Postfahrt, — nicht für den Fußmarsch — entschieden hatte.

Die Fahrt nach Schopfheim vollzog sich ganz ohne Abenteuer. In Brennet, eine gute Stunde von Säckingen, wo die Post damals, — wie heute die strategische Bahn Säckingen—Brennet — Wehr — Schopfheim — Leopoldshöhe — den Rheinlauf verließ und der schäumenden Wehra entlang zur Rechten aufwärtszog, mußte der militärische Tagespaß dem in Brennet diensthuenden preußischen Offizier vorgezeigt werden. Das war alles.

In Schopfheim verlief dann die gründliche Forschungssitzung so feuchtfröhlich und genußreich, wie Scheffel erwartet hatte. Jede Minute bis zur Rückfahrt der Post wurde sorgfältig dafür ausgenutzt, dann aber der Säckinger Rechtspraktikant nur nach und nach durch höchstzeitiges, sehr eiliges Geleite zur Post, und durch seine Wiedereinladung in dieselbe mit den vereinten Kräften der Freunde dem ihm bei verspäteter Rückkehr nach Säckingen drohenden Standrecht entrückt und entrissen.

Tiefes Dunkel war bereits durch das liebe Oberrheinthal herabgesunken, als die Post wieder in Brennet ankam. Hier wurde der Wagenschlag von dem diensthuenden preußischen Unteroffizier heftig aufgerissen, und ein schneidiger Leutnant schnarrte noch heftiger in das Wageninnere hinein: „Alle Pässe vorzeigen! Rasch, vorwärts!"

Die Post war vollbesetzt, und alle Insassen derselben beeilten sich, dem Befehl zu gehorsamen. Alle — außer einem, der in der hintersten Ecke des Rücksitzes sanft weiterschlief, höchstens etwas schnarchte, sich aber sonst um die unliebsamen Folgen und Nachspiele der badischen Revolution von 1849 in diesem Augenblick durchaus nicht kümmerte.

Der Leutnant versenkte sein durchdringendes Forscherauge in die dargereichten Pässe und fand sie in Ordnung, — keineswegs in Ordnung aber, daß er einen Paß weniger vorgewiesen erhielt, als Zivilisten im Wagen saßen. Deshalb schnarrte er empört und sehr laut hinein: „Wer wagt es?" ...

„Rittersmann oder Knapp'", murmelte nun der letzte Mann im Hintergrunde, der wohl träumen mochte, Schiller's „Taucher" solle deklamiert werden.

„Kreuzbombenelement! Unterstehen Sie sich etwa jar noch, faule Kalauer zu machen, Sie Freischärler?" rief drohend der schneidige Leutnant. „Her mit Ihrem Paß, oder Sie fliejen in die Kasematten von Rastatt!"

„Zu tauchen in diesen Schlund!" fuhr der träumende Verehrer Schillers fort.

„Dös Herrle schläft so fest, er hört den Herrn Leitnant gar nit," erklärten einige Passagiere begütigend, als der schneidige Leutnant jetzt Miene machte, die großherzoglich-badische Post um einen Insassen zu erleichtern.

„Ei, den Deibel ooch, da weckt den Kerl doch sofort auf, wenn Ihr nicht ooch mit in die Kasematten fliejen wollt!"

Sechs allemanische Fäuste versenkten sich in die Leiblichkeit des Verschlafenen, und drei Mundstücke ließen dazu den dringenden Ruf ausgehen: „Ihre Paß, Ihre Paß müsse Sie gleich vorweise!"

„Meinen Paß, ja wohl gern, hier ist mein Paß!" rief der ein wenig ermunterte Schläfer, indem er das werthvolle Papier mit einer großen Kurvenbewegung der Hand und einer knixartigen Verbeugung des Oberkörpers in der Richtung der preußischen Pickelhaube hinreichte. Dann sank er zur Wiederherstellung des Gleichgewichts in die vertraute Wagenecke.

Der schneidige Leutnant aber rief unterdessen, den Paß durchforschend, laut vor sich hin: „Rechtspraktikant Scheffel — nach Schopfheim — um einen Bekannten aufzusuchen." Na, das stimmt, Herr Rechtspraktikant Scheffel, — den „Bekannten" haben Sie ooch richtig jefunden und jleich mitgeschleppt! Denn Sie sind nicht alleene! Sie haben Eenen sitzen! Donnerlütgen, und was für Eenen!"

Die Post fuhr weiter, und Scheffel hörte erst andern Tages in Säckingen, was ihm in Brennet passirt sei. Der Wein in Säckingen schmeckte aber an diesem Morgen noch nicht besser.

— — — — — — — — —

Jahre waren vergangen. „Der Trompeter von Säckingen" und „Ekkehard" waren erschienen und hatten den Ruhm ihres Dichters, des einstigen Rechtspraktikanten von Säckingen, Viktor Scheffel, in alle Welt getragen, soweit die deutsche Zunge klingt. Er lebte jetzt als Bibliothekar und Architekt des Fürsten Fürstenberg in Donaueschingen.

Da kehrte der Dichter eines Sommertages nach langem Fußmarsch über die aussichtsreichen Höhen des südlichen Schwarzwaldes in das liebe Säckingen zurück, schilderte den alten Freunden die Hochgenüsse seiner Reise und darunter auch ein seltsames Abenteuer.

Damals schon zogen die herrlichen Aussichtspunkte des südlichen Schwarzwaldes, von denen aus die Schweizer Alpen, der Jura, die Vogesen und das vom schimmernden breiten Silberband des Rheins durchzogene Thalland gleichzeitig überblickt werden können, eine große Zahl von Besuchern aus Norddeutschland nach den vortrefflichen Herbergen dieser Höhen. Und so ward denn Scheffel der Vorzug zu theil, auf dieser seiner Bergwanderung eines Mittags in einem einsamen Dörfchen auf der Höhe des Schwarzwaldes an der Gasthaustafel neben zwei norddeutsche Damen gesetzt zu werden, die schon in lebhaftem Speisen und Reden begriffen waren, als Scheffel an ihre Seite gesetzt ward und nun, nach einer stummen Begrüßung seiner Mitgäste, die Suppe aß.

Das lebhafte Gespräch der beiden Damen wurde auch sofort wieder aufgenommen und fortgesetzt. Es war für den neuen Ankömmling fesselnder, als er erwartet hatte. Denn jetzt sagte die ältere Dame mit wehmüthiger Bestimmtheit: „Ach ja, Viktor Scheffel ist ein gottbegnadeter Dichter, aber ach! — o Jammer!"

„Wat meinst Du denn, liebe Malwine?" fragte die jüngere ängstlich.

„Ach, es ist furchtbar, liebe Esmeralda, der Scheffel säuft nämlich!" Diese Wort hauchte die „liebe Malwine" deutlich hörbar an das Ohr der Freundin.

Scheffel hatte sich nach Bewältigung seiner Suppe, schon vor dieser kritischen Wendung des Gesprächs, tapfer an den vor ihm stehenden Kalbsbraten gemacht und sagte nun zu der reiferen Norddeutschen: „Entschuldigen Sie, meine Gnädige, wenn ich mich in Ihr Gespräch mische. Aber Sie beurtheilen den Scheffel noch viel zu mild. Er säuft nicht nur, er frißt manchmal auch!"

„Wissen Sie das ganz bestimmt?" fragte die „liebe Malwine" entsetzt zurück.

„Ganz bestimmt, meine Gnädige, denn ich kenne den Scheffel ganz genau," versicherte der unbekannte Fußwanderer, behaglich weiter speisend.

Die Damen und der Wirth haben nicht geahnt und erfahren, wer er war.

Die „Hyäne von Brescia".

In dem Pariser Tagebuch Alexander v. Hübners (Julius Rodenbergs Deutsche Rundschau) befindet sich auch folgende Aufzeichnung des österreichischen Diplomaten:

Samstag, 28. August 1852. „General Baron v. Haynau, dessen Name sich an den letzten Aufstand in Ungarn knüpft, hat heute bei mir gespeist. Da er Verfolgungen und revolutionären Komplotten ausgesetzt ist, sorgt die französische Regierung um seine Sicherheit und läßt ihn bewachen. Mein Haus war in der That während seines Besuches bei mir von Wagen, in denen sich Polizeiagenten befanden, belagert. Der General, der ein Gemisch eines Helden, eines Henkers und eines Spaßmachers ist, zeigt mir sie mit einer Befriedigung, aus der er kein Hehl macht. Er genießt seinen Ruf als Vollstrecker der hohen Gerichtsbarkeit zu Vilagos. Seine Figur ist dazu angethan, Furcht einzuflößen, und es machte ihm Spaß, meine jüngste Tochter, die zum Dessert kam, damit zu erschrecken, daß er seine mächtigen, von einem dichten Schnurrbart überschatteten Kinnbacken, die an einen Tiger erinnern, weit öffnete und schloß."

Zwei Jahre vorher war der Blutrichter von Brescia, von Pest und Arad auf einer seiner Auslandsreisen in London von den Brauerknechten der Brauerei Barclay und Perkins erkannt und thätlich insultirt worden. Als er von seinem Besuch in Paris 1852 nach Brüssel ging, wurde er dort in einem öffentlichen Lokal bedroht. Wir erinnern bei dieser Gelegenheit daran, daß der Henker der österreichischen Reaktion ein geborener Kasselaner war. Er war ein Sohn des Kurfürsten Wilhelm des Ersten von Hessen und der Frau v. Lindenthal, geborenen Rebekka Ritter, Apothekerstochter zu Haynau in Schlesien.

Au!

Da saß ich neulich, bei Gelegenheit einer Landpartie, am großen Stammtische einer Dorfschänke. Plötzlich bemerkte ich gar lebhaften Zug an meine Füße. Da ich nun gegen Zugluft außerordentlich empfindlich bin, rufe ich, ohne von der Zeitung aufzuschauen: „Thüre zu!" Erschreckt springt die Wirthin von ihrem Stuhle empor, eilt dienstbeflissen zur Stubenthür und meldet, daß diese fest geschlossen sei. „Na, dann muß es am Fenster liegen!" entgegnete ich. Doch konnte auch hier nicht die geringste Oeffnung wahrgenommen werden. Der Zug an meine Füße dauerte fort, was mir ein wahres Räthsel war. Da steckt plötzlich der Wirth den Kopf zur Thür herein und thut einen kurzen Pfiff. Ein großer Hund, der unweit von mir gelegen hatte, erhob sich und folgte dem Lockrufe. Merkwürdigerweise war von diesem Augenblicke an der Zugwind verschwunden. Ich theile meine Beobachtung der Wirthin mit. Eine Weile überlegt sie. Dann sagt sie in der gemüthlichsten Weise von der Welt: „Ja, ja, nee, nee, mei gutes Herrchen, der eegentimliche Zugwind kann Sie norr daher gekommen sein, indem daß Sie nämlich unser Karo ä Zughund is." — „Au!" machte ich, bezahlte meine Zeche und nahm meine Wanderung wieder auf.

Aus der Instruktionsstunde.

Unteroffizier: „Was muß derjenige sein, dem militärische Leichenparaden zukommen?"

Rekrut: „Dood muß er sin!"

Mißverstanden.

Arzt: „Der Puls schlägt matt. Sie gefallen mir heut' weniger, gnädige Frau."

Dame (schmollend): „Wie ungalant, Herr Doktor!"

Versorgt.

Frau: „Du trinkst aber auch dann, wenn Du gar keinen Durst hast."

Mann: „Ja, so weit laß ich's nicht kommen, daß ich durstig werde!"

Erkannt.

Hotelwirth: „Was, der Hochzeitsreisende von Nr. 90 räsonnirt über das Essen und findet die Rechnung zu hoch; der Mensch hat sicher aus Vernunft geheirathet!"

Getroffen.

Dichter: „Ha, welche Kleinigkeit das Dichten! Ich schüttle die Verse aus dem Aermel."

Kritiker: „Aermlich genug sind sie."

Von den Rothhäuten ermordet.

Wie es noch vor vierzig Jahren in Californien zuging. Von Rufus.

Oberhalb Chico's sah es im Jahre 1862 noch ziemlich einsam aus, erzählte mir ein alter Settler, der aber damals noch ein junger Mann gewesen ist. Mein Onkel und ich hatten uns in einem hübschen wilden Thale niedergelassen, da, wo der Rock Creek aus den Bergen herausströmt; es war ein schönes Fleckchen Erde; die Poppies und Sternblumen blühten allenthalben und die Singvögel sangen ihre Liebeslieder; die Natur hatte ihr Sonntagskleid an.

Wir waren entschlossen, hier unser Glück zu versuchen und hatten soeben eine Mühle eröffne. Wenn auch die Ansiedlung vor der Hand noch ziemlich klein war — sie bestand zunächst aus nicht mehr als zwanzig Seelen, so hofften wir doch, genug Arbeit zu bekommen. Eine Meile unterhalb von uns wohnten die Lawrences, Vater, Mutter und drei Töchter; eine Meile oberhalb, im Canyon, am schönsten und wildesten Platze der ganzen Umgegend, hatten sich die „Dagoes" angesiedelt, wie wir Yankees unsere spanisch-mexikanischen Freunde, welche dort wohnten, nannten.

Alle Fremde, die sich hierher verirrten, waren entzückt von der Schönheit unserer Ansiedlung, wenn sie die gewundene Straße heraufkamen und die graue Mühle, die hübschen Cottages, die weißgetünchten Scheunen sahen, welche so hübsch von dem helleren Grün der Weizenfelder abstachen. Ja, es waren glückliche Tage, die wir hier in jenen alten Zeiten verlebten, bis jener heiße Julitag von 1862 kam, an dem Belle Lawrence und ihre Schwester, zusammen auf ihrem alten schwarzen Pferde reitend, lustig bei uns ankamen und uns baten, ihnen unser Pony zu borgen.

„Wir wollen den Canyon hinauf und Beeren pflücken, und wir dachten, Ihr würdet uns vielleicht Euren Jack für diesen Tag borgen und uns Euren Artie als Begleiter mitgeben."

Artie war unser einziges Kind — ein Junge, so frisch und munter, wie nur je ein Junge von neun Jahren gewesen ist. Er kam nicht viel von der Seite seiner Mutter weg, mit der er seine Lektionen lernte; wenn er nicht bei hir war, war er bei mir in der Mühle, und kannte schon die ganze Maschinerie; er arbeitete sich spielend in das Geschäft seines Vaters ein. Wie es meistens mit solchen Kindern der Fall ist, welche keine Altersgenossen haben und nur mit Erwachsenen verkehren, war er etwas altklug und weit über sein Alter hinaus verständig — aber schließlich war er doch nur ein Kind, und als er von dem projektirten Beerensuchen hörte und an den Weg hinauf in den wilden Canyon dachte, wo die schönen Blumen blühten und die lieblichen Vögel sangen, da leuchteten seine Augen, und als er so eifrig fragte: „Darf ich, Vater?" da konnte ich nicht anders als schleunigst antworten: „Ja, wenn die utter nichts dagegen hat."

Ja, die utter, die liebe Mutter, die war immer ängstlich und nervös und es war schwer, ihr die Einwilligung abzuschwatzen. Und als sie endlich ihr „Ja" gesprochen hatte, da tanzte Artie allerdings vor Lust, aber die Mutter war voll von trüben Vorahnungen, und mit schwerem Herzen machte sie ihm seinen Lunch zurecht.

Das glückliche Trio ritt ab — wir hörten noch lange ihr lustiges Lachen, und wie sie den „Dagoes" ihre Grüße zuriefen, als sie an dem rankenumwachsenen Hause derselben vorbeikamen.

„Mir ist, als würde sich irgend etwas Schreckliches ereignen," sagte meine Frau zu mir. „Und wenn es nichts Schlimmeres giebt, so werden sie am Ende einen Bären treffen. Was werden die Mädchen anfangen, wenn ihnen der Bär in den Weg kommen sollte?"

Wir hatten nämlich seit einiger Zeit einem muthmaßlichen Bären aufgelauert, der unsere Schafhürde beraubt; schon waren uns drei Lämmer abhanden gekommen, und Nachbar Lawrence hatte ein Kalb verloren, auch die „Dagoes" hatten Verluste gehabt. Wir hatten beschlossen, eine große Jagdpartie zu organisieren, und sobald es wieder Vollmond war, sollte die Jagd stattfinden, also in etwa einer Woche.

Den ganzen Tag lang sorgte sich meine Frau um die Kinder, die da oben in dem schönen Canyon waren, wo die Blumen blühten und die langen Schlinggewächse sich an den knorrigen Lebenseichen emporrankten, unter deren weitverzweigten Aesten es sich so schön in der Mittagssonne schläft. Den ganzen Tag schaute sie nach den Hügeln aus, um die kleine Kavalkade kommen zu sehen, beladen mit Beeren und die Mädchen bekränzt mit wilden Blumen, wie Maikönigin nen aus alten Zeiten.

Ich versuchte es vergeben, ihre Besorgnisse hinwegzulachen. Eben wollte ich damit wieder anfangen, da — mir blieb das Wort im Halse stecken, erblickte ich das Pony im tollsten Jagen herstürmend, und an der Mähne desselben sich festhaltend eine kleine Gestalt, unverständliche Worte ausrufend.

Mit Gewalt hielt ich das vor Aufregung zitternde Pferd an, als es herankam — bleich wie der Tod war Artie, als ich ihn aus dem Sattel hob, Blut strömte aus seiner linken Hand herab, die kraftlos an seiner Seite hing. Er war kaum fähig, zu sprechen; endlich entnahmen wir seinen unzusammenhängenden Worten die schreckliche Geschichte von dem, was sich da oben im Canyon zugetragen hatte. In einiger Entfernung von ihm hatten die Mädchen Belle und Josie Beeren gepflückt. Da fingen plötzlich die Pferde an zu schnauben, als ob sie in Angst wären. Artie blickte auf und in diesem Augenblick sah er, wie Belle, von einem Pfeil durchbohrt, lautlos zusammenbrach. Josie flüchtete sich nach ihr hin, aber ehe sie sie erreichte, traf ein zweiter Pfeil sie und sie sank dahin. Jetzt erst begriff der Knabe, um was es sich handelte; blitzschnell sprang er auf den Pony und das flinke Thier jagte mit ihm heimwärts, als ob es wisse, daß von seiner Schnelligkeit die Rettung des Knaben abhänge.

Artie war entkommen, aber um eines Haares Breite hatte es sich gehandelt. Denn noch ehe er aus dem Bereich der mörderischen Indianer gewesen war, hatte ihm einer derselben einen wohlgezielten Pfeil nachgesandt, und dieser hatte dem Knaben die Hand durchbohrt, so daß dieselbe kraftlos herabhing.

— — — — — — — — —

Gar mancher alte Ansiedler in jener Gegend wird sich noch der schrecklichen Nacht erinnern, welche auf die Ermordung der Lawrence-Mädchen, am 6. Juli 1862, folgte. Spät in der Nacht noch hatten sich die gesammten Nachbarn in der Mühle, dem einzigen Stein-Gebäude, zusammengefunden, mit ihren Frauen und Kindern, da ein weiteres Massacre von Seiten der Indianer zu befürchten war — man hatte es nicht gewagt, in den Canyon hinaufzudringen, um die Leichen der Mädchen zu suchen, da man nicht wußte, wie stark die Indianer-Bande war. Von der Anwesenheit derselben in dieser Gegend hatte man bisher keine Ahnung gehabt. Ein muthiger Mann war auf ihm wohlbekannten Schleichwegen hinab nach der fünfzehn Meilen entfernten kleinen Ortschaft gelaufen, um Hilfe zu holen.

Da sah man plötzlich im Mondschein — der Mond war über das erste Viertel hinaus — eine dunkle Gestalt, die nach der Scheune kroch. Gleich darauf sah man zwei weitere Gestalten — jetzt war es Allen klar, daß es keine Bären waren, wie man bisher geglaubt hatte, welche das Vieh geholt hatten, sondern Indianer. Drei Schüsse krachten, und zwei der Gestalten sprangen auf, um sofort zusammenzubrechen.

Und nun begann ein entsetzlicher Kampf auf Tod und Leben. Jeder Indianer, der sich auf der Lichtung bei der Mühle zeigte, wurde weggeknallt, aber immer mehr der rothen Teufel zeigten sich, die Zahl derselben nahm kein Ende. Die Männer in der Mühle schossen und schossen, die Frauen luden die Büchsen.

Schon währte der Kampf drei Stunden lang — die Munition fing an, auszugehen, und voll Angst horchten die Belagerten, ob sie nicht Hilfe kommen hörten. War der Mann, der nach der Ortschaft hinabgegangen war, vielleicht von den Indianern abgefangen und getödtet worden? Dann war es nur noch eine Frage kurzer Zeit, bis die Mühle von den Indianern gestürmt würde, denn lange konnten die Vertheidiger dieselbe nicht mehr halten.

Immer geringer wurde der Vorrath an Pulver und Blei, die Angst wuchs. Da — es war fast vier Uhr Morgens — hörte man einen Lärm — Zurufe wurden laut, die Rettung nahte. Jetzt knallten Schüsse von der anderen Seite; die Indianer flohen, wir waren gerettet. Es war die höchste Zeit gewesen. In einer halben Stunde wären wir alle massakrirt gewesen.

Aber die ganze Niederlassung war von den rothen Teufeln zerstört und niedergebrannt worden, und es blieb uns nichts übrig, als dieselbe aufzugeben, da wir nicht den Muth hatten, in dieser noch so ungeschützten Gegend zu bleiben. Am nächsten Tage ritt eine Abtheilung muthiger Männer den Canyon hinauf, um die Leichen der armen Mädchen zu suchen, doch sind dieselben nie gefunden worden. Mit Vorsicht und Schonung machten wir der unglücklichen Mutter Mittheilung davon — denn ihr Geist war schon umnachtet, und sie hat nie recht begriffen, was eigentlich geschehen war — noch nach langen Jahren ging sie als alte weißhaarige Frau still umher und suchte den langen Tag von früh bis Abends nach ihren Töchtern, welche nie wiederkamen.

Wir alle haben später jenen Canyon gemieden. Die Erinnerung an das, was dort geschehen war, war zu schmerzlich für uns, wir konnten die Schrecken jener entsetzlichen Nacht nie verwinden.

(Cal. Demokrat.)

Die Dresdener Augustusbrücke.

Die bekannte Dresdener Brücke, die im bevorstehenden Sommer abgebrochen werden soll, ist die schönste, längste und älteste von allen zwölf sächsischen Elbbrücken, zugleich auch die einzige, die ganz aus Stein gebaut ist. Sie ist jetzt vielleicht überhaupt das älteste Bauwerk Dresdens. Bereits im Jahre 1119 wurde sie geplant, aber erst als man 1172 herzhafter daranging, wurde sie in fünfzigjähriger Arbeit fertig, jedoch nur für eine etwa hundertjährige Dauer. Immer wieder kam die Brücke durch Eisfahrten schwer zu Schaden, und 1318 baute man eine neue „mit eitel Quadersteinen und Grundstücken". Zur Verringerung der Kosten für den theuren Steinbau erließ Papst Johann der Zweiundzwangste im September 1319 „denjenigen, die das fromme Werk durch Wort oder That wirksam fördern würden", einen vierzigtägigen Ablaß, zu dem der Meißener Bischof noch einen ebenso langen hinzuthat. Die Brücke wurde 800 Schritte lang und zählte 24 Pfeiler mit Schwibbögen, von denen später beim Bau der Dresdener Festung und der katholischen Hofkirche ein Theil verschüttet wurde. Noch oftmals rissen die Fluthen, die bisweilen ganze Häuser herantrieben, in das Bauwerk klaffende Lücken. Im 16. Jahrhundert diente die Brücke als Richtplatz; da wurde der Verbrecher mitsammt einem Hunde, einer Katze, einem Hahn und einer Schlange in einen ledernen Sack eingebunden und hinab in die Fluth gestürzt.

Ihren jetzigen Oberbau erhielt die Brücke durch Pöbelmann, den Erbauer des Zwingers, zur Zeit August des Starken. Dieser prunkliebende Fürst, von dem die Augustusbrücke seither auch ihren Namen hat, schuf sich daraus eine rechte Feststraße, über die er in sein neues Schloß einzog. Er erhöhte zu beiden Seiten die Gangbahnen und sicherte sie durch eiserne Geländer. Auf den Pfeilerausbuchtungen schuf er Rundungen mit steinernen Ruhesitzen; ihre Brüstung schmückte er mit steinernen Urnen auf hohen Pfosten. Seit 1706 ließ er die Brücke auch, als erste Straße Dresdens, allabendlich durch Oellampen erhellen. Pöpelmann verstärkte den fünften Pfeiler von der Altstadt her von Grund aus, denn dort sollte anfänglich das Reiterstandbild Augusts des Starken zu stehen kommen, das man jetzt auf dem Neustädter Markt bewundert. An Stelle des Denkmals, für das der Pfeiler wohl zu schwach gewesen wäre, errichtete August der Starke am 25. August 1732 auf einem 11 Ellen hohen künstlichen Felsen von feinstem pirnaischen Sandstein ein von dem Geschütz- und Glockengießer Herold gegossenes vergoldetes ehernes Kreuz. Als im Lenz 1813 Davoust mit der Sprengung der Brücke drohte, wurde es von seiner Höhe heruntergenommen und geborgen. Sechs Tage darauf machte Davoust seine Drohung wahr, und die Russen retteten sich dann bei ihrem Uebergang auf einer hölzernen Nothbrücke behelfen, die aber nicht lange hielt; die letzten Kosaken durchschwammen bereits die Elbe wieder mit ihren Pferden. Um so Erstaunlicheres vollbrachte Napoleon, der auch hinüber wollte, nach dem Siege von Großgörschen. Unverdrossen saß der Kaiser sechszehn Stunden lang auf dem einen Pfeiler, die Uhr in der Hand und seine Leute bei der Arbeit anfeuernd.

Nach dem großen Kriege wurde dann die Brücke in Stein erneuert und auf Wunsch des Kaisers von Rußland am Heiligabend 1813 auch das Kreuz wieder erhöht. Aber bei der Hochfluth des 31. März 1845 sank der mit Sand aufgefüllte Pfeiler, der das Kreuz trug, in sich zusammen. Seitdem hat man nichts mehr davon gesehen. Bald wird es nun um die Brücke selbst geschehen sein. Sie ist baufällig und ihr allzu dichtes Pfeilerwerk ein Hinderniß für die Schiffahrt. Für den Neubau stehen der Stadt drei Millionen aus dem seit 1861 dazu angesammelten Brückenzoll und eine Viertelmillion aus dem sogenannten Brückenamt zur Verfügung, dem 1311 Markgraf Friedrich die Einkünfte mehrerer benachbarter Dörfer zuwies.

Kantippenempfang.

Richter: „Wie kommt es denn, daß Ihr Gesicht so zugerichtet und verbunden ist?"

Einbrecher: „Bei meinem letzten Einbruch glaubte die Frau des Hauses, ich wäre ihr Mann, der aus der Kneipe nach Hause käme!"